

Zeitschrift:	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber:	Franz Otto Schmid
Band:	3 (1908-1909)
Heft:	4
Artikel:	Das Stadtbild von Bern
Autor:	Staub, W.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-747954

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So redeten sie lange hin und her mit ernsten Gesichtern und zitternden Lippen, das Häufchen Geld lag bald vor dem Meister, bald vor dem Knecht, endlich aber behauptete der Kilian auch da das Feld und als der Schmiedjöck sich endlich bewegen ließ, es zu zählen und dann in der Nebenstube zu versorgen, sagte der Kilian aufatmend und sich den Schweiß von der Stirne wischend: „Hätt' nicht gedacht, daß es so hart mit ihm ginge, da muß man noch klug sein.“



Das Stadtbild von Bern.

Von W. Staub.



er durch Bern wandert, dem bietet sich ein Straßensbild von kräftigster Eigenart und von starker künstlerischer Wirkung, wie es wohl wenige Städte aufzuweisen haben. Alle die Fronten zur Rechten und zur Linken der Straßen und Gassen mit den mächtig vorspringenden Dächern tragen einheitlichen Typus, aber nur gerade so weit, als es erforderlich erscheint, um den Beschauer von jedem Standort aus ein in sich geschlossenes Bild sehen zu lassen, um das beunruhigende Vielerlei widerstreitender Eindrücke zu vermeiden. Das hindert jedoch nicht, daß nach alter Kunstregel Vielheit in der Einheit ist. Wie viel sind doch in den langen Häuserreihen markante Individualitäten, unter den Zunft- und Bürgerhäusern sozusagen Wesen von persönlicherem Gepräge, Fassaden, welche durch edlere Architektur und reicheren Schmuck sich aus der Menge herausheben. Es hieße Eulen nach Athen oder vielmehr Bären nach Bern tragen, wollte ich über die altberühmten Berner Stadtbrunnen noch ein Wort des Lobes verlieren; aber unerwähnt lassen darf ich sie nicht, da ohne sie dem Stadtbild ein charakteristisches und wesentliches Moment fehlte.

Alle die hundert feinen Einzelheiten gehen wohl bei Nacht dem Auge verloren, und doch ist mir der Anblick der Straßen Berns dann besonders lieb, wenn das Detail im Dunkel untergeht, und, von den mitten über der Straße hängenden Bogenlampen erhellt, die Häuserfassaden in großen Zügen heraustreten, wohl gegliedert durch die im

Schatten liegenden Lauben. Ein Spiel von Licht und Schatten, das einer Rembrandtischen Radierung würdig wäre! Und wie treten doch erst in nächtlicher Beleuchtung die fein geschwungenen Linien am Dach des Käfigturms zu voller Geltung hervor, der wie ein Riese mit seinem Kameraden, dem Zeitglocken, die zu seinen Füßen schlafende Stadt zu behüten scheint. Ich wende mich noch zur Plattform und, selbst in den Zwillingsschatten der Nacht und des Laubwerks uralter Bäume gehüllt, schaue ich das Spiel der spiegelnden Lichter in den gleitenden Marewellen und höre das Rauschen durch die Stille der Nacht zu mir herausdringen; und im Gehen streift mein Blick dämmerige Wunder der Gotik und gleitet am Münsterturm empor, vorüber an dem einsamen Türmerlichtlein hoch in den Lüften; hinauf ins Ungemessene, wo halb sichtbar, halb nur noch geahnt, die Spitze mit der Kreuzblume im nächtlichen Helldunkel des Sternenhimmels verschwimmt; hinaus in die Unendlichkeit, die helldunkle, welche der Menschengeist staunend faßt, und er vermöchte auch nicht zu sagen, ob mehr durch Schauen, ob mehr durch Ahnen. Unendliche Geschichte hinter uns, unendliche Perspektiven vor uns! Unendlichkeit, himmelhoch und abgrundtief, wie der unergründliche Geist!

Sehen wir allen den Kunstreichtum inmitten einer reichen Natur, wer würde nicht mit gewaltiger Ehrfurcht erfüllt vor dem Kunstfond jener früheren Geschlechter, welche so bauten und schufen, wie wir's da vor Augen sehen? Wer müßte sich nicht verwundern über die Altvordern, wie sie sich auf Raumwirkung verstanden, wie alles, was sie herstellten und hinstellten, ihnen unter der Hand gleichsam absichtslos und ungesucht zum Kunstwerk ward, das bei Tageshelle wie bei dunkler Nacht, das im Sonnenschein und beim Lampenlicht „wirkt“, das uns nach künstlerischer Kultur suchende moderne Menschen oft fast wie eine Offenbarung überkommt!

Wie man solche Dinge nur früher zustande brachte, zu einer Zeit, da weder Kunstgeschichte noch Ästhetik in überfüllten Hörsälen gelesen wurde, da man's in der Wissenschaft noch nicht so herrlich weit gebracht? Nun, beruhigen wir uns bei dieser erstaunlichen Tatsache! Kunstgeschichte geschrieben wurde damals freilich noch nicht, wenigstens nicht auf Papier, dafür aber ein Stück Kunstgeschichte gemacht, das, in Lapidarschrift geschrieben, nach Jahrhunderten noch gelesen werden könnte von denen, welche das Auge dafür haben. Was soll denn daran auffallendes sein? Unsere Schulbildung geht uns noch immer nach, und wir sind trotz Nietzsche noch so erfüllt von der Herrlichkeit der abstrakten Historie, der Geschichtszahlen und kritisch gesichteten Geschichtsfakta, und trotz „Rembrandt als Erzieher“ so überzeugt von dem Vorrecht des Verstandes vor der Phantasie und von dem Vorrang der sogenannten exakten

Wissenschaft und der brutalen Technik vor der Kunst, daß es uns nicht in den Kopf will, jene Alten könnten uns bei all ihrer naiven Unwissenheit in einem Stück über gewesen sein, in einem wesentlichen Stück: der persönlichen Kultur. Sie waren Menschen, die lebten und sich Zeit nahmen zu leben. Und alle Kunst ist weiter nichts als Ausdruck persönlichen Lebens; ein Schöpfen aus der Natur in sich hinein und ein Schöpfen aus sich heraus, aus seinem Eigensten, in die Natur hinein; ein Durchdringen und Durchsättigen des Natürlichen mit persönlichem Geiste. Nicht Naturwissenschaft, sondern Natur Sinn ist das Erfordernis hiefür. Das besaßen wohl die Alten, die Menschen des Altertums und des Mittelalters, in ihrer Art so sehr wie wir oder mehr wie wir; nicht die reflektierende Ästhetik des Kunstkenners, noch die elegischen Stimmungen des Naturschwärmers, aber die unbewußte und unausgesprochene und darum vielleicht nur um so tiefer empfundene Freude am Schönen, wie sie dem Kinde eigen ist.

Ist's nicht in der Architektur ein unbewußtes Nachdichten der Natur? In der Architektur Berns ein Nachbilden bernischer Natur? Oder was hätten wir sonst unter bodenständiger Kunst zu verstehen, wenn nicht das? Die Aare hat nicht bloß äußerlich betrachtet durch die Halbinsel, die sie in scharfer Biegung umfließt, dem Erbauer Berns Platz und Weg gewiesen! Die Arkaden, die sich die Stadt hinunter endlos heben und senken, sind sie nicht die in Stein erstarren Aarewellen? Und die Häuser mit dem breit in die Straße ausladenden Sockel und den in langem Kamm sich hinziehenden Dachfirsten, sind sie nicht das Abbild des majestätischen Gebirgskamms von der Blümlisalp zum Wetterhorn? Selbst die herrliche Gotik des Münsters ist von der Natur schon vorgebildet in den terrassenförmig anstrebenden Ufern. Die gigantischen Strebepfeiler, die von der Matte zur Plattform emporsteigen, sind ein Versuch der Baukunst, sich an der Natur hochzuranken, und das Münster ist sozusagen nur die Spitze, womit Menschenkunst die Schöpfung der Natur krönte.

Was dem Stadtbild von Bern, abgesehen von der herrlichen Lage, seinen Wert gibt, den gerade unsere Zeit wieder mehr als frühere Jahrzehnte und Jahrhunderte zu würdigen weiß, das ist nicht das Altertümliche, das ihm noch anhaftet, sondern das, daß Berner Bürger durch die Zeiten des Vandalismus und des Unkunst-Radikalismus hindurch Kunstschäze pietätvoll bewahrt haben, wie ihrer sich wenige Städte rühmen können.

Wohl hat auch Bern der Zerstörungswut des 19. Jahrhunderts seinen Tribut bezahlt. Der Christoffelturm am obern Ende der Stadt, das Narberger Tor und mancher charakteristische Bau ist ihr zum Opfer gefallen.

Zum Ersatz sind sehr banale Bauten erstanden, mitten in der Altstadt, wie in den neueren Quartieren. Noch die Erzeugnisse der neuern und neuesten Zeit lassen vielfach alle künstlerischen Qualitäten vollständig vermissen. Nicht zu reden von dem Bahnhof, der zwischen die beiden charaktervollen Schöpfungen der Barockzeit, die Heiliggeistkirche und den Burgerspital, sich hineinzwängt, in seines Nichts durchbohrendem Gefühle fast zum bemitleiden. Aber auch anspruchsvollere Schöpfungen der letzten Jahre, wie die neue Hochschule und die eidgenössische Post, die mit Kuppeln und Türmen eitel winken, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, haben uns nicht viel zu sagen und, wenn noch überhaupt etwas, jedenfalls nichts von bernischer Eigenart.

Mach's nach! hat der Münsterbaumeister auf einen Stein seines großen Werkes gemeißelt. „Mach's nach, wenn du kannst.“ Ein Wort berechtigten Künstlerstolzes, von einem, der weiß, seine Schöpfung macht ihm nicht jeder nach. Aber ist's nicht ebensosehr ein Wort der Mahnung an die Zeitgenossen und der Aufmunterung an die Nachwelt: „Macht's nach, lernet!“, lernet von der Väter Können die Stadt zieren mit ebenso ächter, mit ebenso heimischer, urwüchsiger Kunst! — Zur Nachahmung ließ sich von der umgebenden Natur der nachempfindende und nachschaffende Künstler begeistern, und so schuf er etwas Bodenständiges, das ins Land der Alare und der Alpen sich organisch einfügt.

Die moderne Zeit hat nun zum Lehrmeister außer der alten und ewig jungen Natur die Kunstsäthe einer reichen Vergangenheit. Sie alle rufen: Mach's nach! Aber wie lange ist das Flüstern der Laren überhört, wie lange die Sprache der Geschichte nicht verstanden worden!

Es scheint, daß man in Bern wieder offenere Sinne hat für die Säthe bernischer Baugeschichte, und daß gerade in Bern Architekten und Bürger mit anerkennenswertem Eifer sich bemühen, aus der Vergangenheit für die Gegenwart zu lernen. Aus den letzten Jahren sind eine Reihe von hoherfreulichen Neuschöpfungen zu verzeichnen, die als dauernde und wertvolle Bereicherungen des Stadtbildes gelten dürfen. Dem Warenhaus Loeb an der Spitalgasse gebührt ein unbestreitbares Verdienst an dieser Entwicklung der Dinge. Wer würde das glauben, wenn er in der fortlaufenden Reihe der Arkaden die klaffende Lücke und darin die uferlosen Schaufenster mit Ürger gewahrt! Und doch ist es so, wie ich sage. Loeb verdient den Dank der Kunstfreunde, und wenn es auch nur ein sauersüßer Dank wäre. Sein Baufrevel hat, wie es scheint, vielen Bernern die Augen geöffnet für das, was sie an ihrer Stadt besitzen, und was sie zu verlieren haben. Er ist auch dem Vernehmen nach die Ursache geworden, daß seither die Baupolizei schärfer gehandhabt wird, und die Neu- und Umbauten nach der künstlerischen Seite einer Prüfung unterzogen werden, ehe ihnen die obrigkeitsliche Genehmigung

erteilt wird. Es ist leicht zu ermessen, was für einen Gewinn so verstandene Bauvorschriften, die nicht bloß die rechtliche und hygienische, sondern auch die ästhetische Frage beschlagen, für die künstlerische Zukunft einer Stadt bedeuten! Das Ideal wird freilich doch sein, daß die Maßregel sich selbst überflüssig mache. In Bern scheint sie bereits auf dem Wege dahin zu sein. Der Zwang zum Schönen (was übrigens ein Widerspruch in sich selbst ist) wird überflüssig, wo die Freude am Schönen erwacht. Eine Reihe von Bauten der letzten Jahre geben uns den Eindruck, daß jetzt in Bern die Baumeister und die Bauherren sich ihrer Verantwortlichkeit, die das edle Stadtbild ihnen auferlegt, voll bewußt geworden sind, und daß das Bauen ihnen Freude, das Schönbauen ihnen Bedürfnis geworden ist. Dem ehrlichen Wollen kommt ein tüchtiges Können entgegen. Man sieht in der gegenwärtigen Berner Bauperiode deutlich, was eine gute künstlerische Tradition wert ist, sobald sie nur zu Rate gezogen wird. Wo das Auge von Jugend auf täglich Eindrücke von wahrer, ächter Schönheit auf sich wirken ließ, ist es unvermerkt zum Verständnis des Schönen erzogen, und der Geist zu künstlerischer Produktion vorgebildet worden.

Was ist doch für fein empfundene Gotik wiedererstanden in dem Erkerhaus beim Zeitglockenturm, dessen eine Wand mit dem gewaltigen Landsknecht von Lind geschmückt ist! Schade nur, daß die Benützung des Erdgeschosses als Verkaufsladen und die Auslagefenster den wahrhaft vornehmen Eindruck des Baues einigermaßen beeinträchtigen. — Ohne weiteres einzeln zu nennen, dürfen wir noch sagen, daß die vielen neuen Fassaden in der Straßenfront mit ihrem Renaissance- und Barockschmuck zum großen Teil einen recht erfreulichen Anblick gewähren. Es soll auch nicht unerwähnt bleiben, wie der lange verachtete Stil des 18. Jahrhunderts heute wieder zu Ehren gezogen wird, der Barock, von dem Bern eine Anzahl von klassischen Beispielen aufzuzeigen hat. Wir erinnern an die graziöse Fassade der alten Polizeikaserne, an den Burger- spital mit seinem prächtigen Hof und Brunnen und eine Reihe von Landgütern in der Umgebung der Stadt. Diese und andere gute Vertreter jenes Baustils haben wie es scheint Schule gemacht bei den Architekten Berns. Schon vor Jahren sind auf dem Kirchenfeld in der Umgebung des Thunplatzes eine Anzahl reizender Privathäuser entstanden, und immer mehr wird der Stil mit Erfolg auch für größere Bauten und öffentliche Gebäude wieder in Anwendung gebracht. Es seien speziell genannt die beiden Cafés, Zeitglocken und du Théâtre, das einfache, stilvolle, ächt bernische Obergerichtsgebäude am Eingang zur Länggasse, das soeben seine Vollendung gefunden hat, sowie das noch im Bau befindliche, aber edle Wirkung versprechende neue Stadtcasino bei der Kirchenfeldbrücke, weit hinausblickend über die Aare in die Berner Alpen.

Und das alles sind Bauwerke, die nicht slavisch einen überlebten Stil kopieren, sondern, in Anlehnung an gutes Altes, neue lebensfähige Werte schaffen.

Und neben diesen begegnen uns bei einem Gang durch die neuern Quartiere hin und wieder Werke, in denen der sogenannte moderne Stil sich in originaler Weise mit der spezifisch bernischen Bauart zu verschmelzen sucht. Versuche, tastende Versuche noch, in denen wir vielleicht doch mit Grund vielverheißende Anfänge eines neuen vaterländischen Baustils sehen dürfen, der aus dem Boden schweizerischer Eigenart herauswachsend und auf der alten Tradition weiterbauend, uns über den eklen Anblick charakterloser Allerweltshäuser und heuchlerisch prunkender Großstadtmietskasernen hinaushilft.

Autochthone, schöpferische Baukunst! Diese Aussicht ist um so schöner und verheißungsvoller, wenn wir sie unter dem Gesichtspunkt Ruskins betrachten:

„Wenn wir bauen, lasset uns bedenken, daß wir für immer bauen; nicht nur zu gegenwärtiger Freude, zu gegenwärtigem Gebrauch. Unsere Arbeit soll solcher Art sein, daß unsere Nachkommen uns dafür danken werden.“



Bravo, erste Violine!



teri! teri! terä! Bravo, erste Violine; das ist's! So muß man sein jauchzendes Lachen in die Welt jubeln. Aber sicher muß man sich seines Glückes schon fühlen, wenn man es so ganz allein in eine langweilige, jetzt ganz verblüffte Gesellschaft hineinruft. Sieh, deine Kameraden: die tiefere Schwester, dazu noch das Cello und die Bratsche, erstarren im Erstaunen. Wie kann man nur „unter gegenwärtigen Verhältnissen“ so fröhlich sein! Doch in der ersten Überraschung machen sie es dir sogar stammelnd nach. Aber diese ungewollte, ungefühlte Heiterkeit jaucht mit geschnürter Kehle. Zu einem richtigen freien „Teri, teri, terä“ muß man eben eine erste Violine sein!

Doch die hämische, alte Tante dort, die Bratsche, erholt sich schnell wieder. Sich noch in diesen Jahren von übermütiger, sündhafter Jugend